

Sprachnot im Elsass trotz deutsch-französischer Freundschaft

Autor(en): **S.P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **22 (1966)**

Heft 6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420893>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sprachnot im Elsaß trotz deutsch-französischer Freundschaft

S. P. Das einst viel umstrittene Grenzland Elsaß, das heute, in der Zeit der deutsch-französischen Aussöhnung, förmlich aufleben müßte, gleicht einem erratischen Block, der dunkel und fremd das Bild des Westens stört. Der stammesverwandte Schweizer hat einen ganz anderen Zugang zu den seelischen Nöten der Elsässer, die der „reichsdeutsche“ Berichterstatter, der dort Blitzbesuche macht, gar nicht bemerkt, vielleicht nicht bemerken will.

Wenn ein Mann wie der Straßburger Oberbürgermeister Pierre Pflimlin nach Bonn oder Bern kommt, spricht er tadelloses Hochdeutsch (wie seinerzeit Robert Schuman), und die Vermutung liegt nahe, daß es gut um die Zweisprachigkeit im elsässisch-lothringischen Grenzgebiet bestellt sei. Die Wirklichkeit sieht leider anders aus. Die Verbindung mit dem Hochdeutschen ist vielfach abgerissen; junge Lehrer sind nicht mehr in der Lage, deutschen Sprachunterricht zu geben; junge Geistliche halten — wenn sie überhaupt noch viel Schriftdeutsch beherrschen — Predigten, die gedanklich und sprachlich Armutszeugnisse sind.

Der elsässische Dialekt — einst einer der ausdrucksstärksten — sinkt herab zu einer verachteten Bauernsprache, die den, der sie spricht, gesellschaftlich abwertet. Andererseits ist das Französisch, das jetzt in breiteren Schichten gesprochen wird, vielfach rudimentär, primitiv oder formelhaft, kein Mittel, das dem Volk — abgesehen von einer kleinen Elite — den Weg zu höheren geistigen Gütern erschließt. Man erkennt dies am Niveau der im Lande erscheinenden Zeitungen, die zum Teil ein unmögliches Kauderwelsch schreiben; das schlimmste Anzeichen ist aber die geistige Unfruchtbarkeit dieses einst in so hoher Blüte stehenden Landstrichs.

Die Erwartungen jener Kreise, die glaubten, die durch einen Vertrag besiegelte deutsch-französische Versöhnung werde die alten Hemmungen beseitigen und die deutschen Ansprachen, die de Gaulle in der Bundesrepublik hielt, würden als gutes Beispiel wirken, haben sich nicht erfüllt. Nach wie vor ist das wenige, was nach langem Drängen an Deutschunterricht in der Volksschule bewilligt wurde, vom guten Willen der Lehrpersonen abhängig, die, soweit sie den jüngeren Jahrgängen angehören, zum Teil dazu

nicht mehr die richtigen Voraussetzungen mitbringen. Dabei wird die Kenntnis der deutschen Sprache schon aus wirtschaftlichen Gründen zur Notwendigkeit.

Wie soll das Elsaß die bedeutenden Möglichkeiten, die ihm der Gemeinsame Markt eröffnet, wahrnehmen, wenn es nicht mehr Deutsch sprechen kann oder darf?

Der Fall Elsaß steht im heutigen Europa einzig da, weder das deutsch-dänische Grenzgebiet noch Eupen-Malmédy noch Südtirol ist damit zu vergleichen. Vor einiger Zeit hat der unterelsässische Generalrat (das heißt die Bezirksverwaltung) einen Antrag seines Mitgliedes Joseph Zell, der einen besseren Deutschunterricht gerade aus wirtschaftlichen Gründen und die Beschaffung der dazu nötigen Lehrbücher verlangt, ohne Diskussion angenommen.

Niemand widerspricht — aber es geschieht nichts. Bestimmte Kreise, die nicht von den veralteten nationalistischen Vorstellungen loskommen, verhindern die Schulreform, in der törichten Annahme, man werde bald Städte wie Straßburg, Colmar und Mülhausen in sprachlicher Hinsicht nicht mehr von Nancy, Reims oder Lyon unterscheiden können.

Jetzt hat auch Radio Straßburg seit einigen Wochen seine Nachrichten in deutscher Sprache eingestellt.

(„*Solothurner Zeitung*“)

Unverzichtbar

Hg. Gemäß dem Grund-Satz der Metaphysik: daß es nichts gibt, das es nicht gibt, gibt es auch das Wort „unverzichtbar“. Sein Erfinder mag sich gedacht haben, viel scheußlicher als „unhaltbar“ oder „untragbar“ sei es am Ende nicht. Wahrscheinlicher ist aber, daß er sich gar nichts gedacht hat („Er ist ja, mein' ich, ein Kavalier...“) und also auch nicht auf den Unterschied zwischen transitiven und intransitiven Verben gekommen ist; der Unterschied war ihm unkombar, sozusagen. Und hat man nicht beinahe alles getan, um den Stilisten irrezuführen? „Widersprechen“ ist intransitiv, sollte man denken; ich kann jemandem, nicht